Wie die englische Sprache entstand.

Von M. Thomann.

„Wie die englische Sprache entstand! Welch' ein abgeschmacktes Thema! sagt die höhere Töchterschülerin Lulu Schlaumeier. „Das weiß ja jede meiner Kolleginnen schon in der untersten Klasse. Vorne im „unabgekürzten Webster" steht ja Alles drin, was man noch darüber zu wissen braucht! Wie war es doch noch? Ja, so! Die Normannen eroberten England, und dann verschmolz die französische Sprache mit der angelsächsischen. Wenigstens so ungefähr steht es vorne im Webster. Und Webster war ein großer Gelehrter, wenn nur nicht sein Buch so abscheulich dick wäre, daß man es kaum tragen kann. Aber man könnte doch ohne ihn keinen „Spelling-Match" abhalten." —

Sie haben Recht, geehrtes Fräulein! Noah Webster war einer der weisesten aller Amerikaner, noch weiser, als selbst sein Namensvetter Daniel. Und es ist ein wahrer Segen für die Amerikaner, daß er sein großes Lexikon geschrieben hat, denn sonst würde der Yankee seine eigene Sprache überhaupt nicht kennen. Der edle Yankee ist eben so eifrig mit dem Geldmachen beschäftigt, daß er keine Zeit übrig hat, gelegentlich auch einmal selber ein Wenig nachzudenken. Wenn er nicht genau weiß, ob er sich in Hoch-Englisch oder Platt-Irländisch auszuquetschen hat, so schlägt er ganz einfach den Webster auf, und da steht es Alles Schwarz auf Weiß gedruckt. Und was im Webster steht, muß nothwendigerweise richtig sein, denn das Lexikon ist ja beinahe eben so dick, wie die alte Familien-Bibel!"

Aber die Geschichte von der Entstehung der englischen Sprache ist doch nicht so ganz einfach, wie die Schulmeister sie in den höheren Töchterschulen vortragen. Und vielleicht interessirt es Diejenigen, welche solche Anstalten nicht besucht haben, ein Wenig darüber zu hören.

Die ersten Bewohner Englands, von denen wir wissen, waren Celten, deren Sprache sich nicht sehr unterschied von dem Gälischen, wie es in Nord-Schottland und Irischen, wie es heute noch in einzelnen abgelegenen Theilen der grünen Insel gesprochen wird. Ein paar der Worte ihrer Sprache haben sich im heutigen Englisch erhalten, aber nur sehr wenige, und ein paar andere Worte celtischen Ursprungs sind später aus Schottland und Irland in die Sprache aufgenommen worden. Es geht über den Raum dieser kleinen Skizze hinaus, dieselben näher anzuführen. Für manche Leser aber dürfte es nicht uninteressant sein, zu bemerken, daß das Wort Whisky celtischer Abstammung ist. Es lautete in Irisch ursprünglich Usquebough und wird abgeleitet vom irischen Wort Uighst' zu deutsch Wasser. Es hat also vermuthlich seinen Ursprung dadurch erhalten, daß die Irländer Whisky wie Wasser trinken.

Britannien wurde dann von den Römern erobert, und länger als drei Jahrhunderte blieb es unter der Herrschaft. Die lateinische Sprache wurde die offizielle, aber trotz der langen Herrschaft der Cäsaren hat die heutige englische Sprache nur wenig romanische Worte, welche noch aus jener Zeit herrühren. Meist sind es Eigennahmen: so ist z. B. die Endung „chester", welche so viele englische Ortsnamen tragen (wie Manchester, Winchester ꝛc.) das lateinische Wort castra, zu Deutsch: Lager, Fort, Standquartier.

Um die Mitte des fünften Jahrhunderts nach Christi Geburt eroberten die Angeln, Sachsen, Jüten, Friesen und anderes fahrendes nordteutsches Gesindlein das Land Britannien, und ihre verschiedenen plattdeutschen Dialekte, welche allmählig zu einer Schriftsprache zusammenschmolzen, bilden noch heute die Grundlage der englischen Sprache. Wie keine andere Sprache hat die englische im Laufe der Jahrhunderte einen reichen fremden Wortschatz aufgenommen, und denselben ihren Kindern mundgerecht gemacht, aber ihrem innersten Wesen nach ist sie trotzdem bis heute eine germanische Sprache geblieben.

Im elften Jahrhundert wurde England von den Normannen erobert. Die Schlacht bei Hastings entschied das Schicksal des Landes, und der Normann Wilhelm, den die Geschichtsbücher den „Eroberer" nennen, wurde König von England.

Ein paar Worte über diese Normannen! Ihre Ahnen waren norwegische und dänische Seeräuber gewesen, welche im Anfange des zehnten Jahrhunderts einem der letzten armseligen Karolinger das Land abtrotzten, welches noch heute die Normandie heißt. In etwa einem Jahrhundert waren sie vollständig romanisirt; ein in der Geschichte der germanischen Stämme fast einzig dastehendes Ereigniß. Sie hatten sich ihre nordische Kühnheit und Kraft bewahrt, aber sie hatten die Sprache ihrer Heimath vergessen, und waren in Sitten und Gebräuchen vollständig Franzosen geworden. Diese auffallende Erscheinung ist wohl nur dadurch zu erklären, daß sie wenig oder gar keine Frauen aus dem Nordlande mitbrachten, und daher ihre Ehegesponsen unter den Töchtern des Landes suchen mußten. Und da die Frauen gewöhnlich selber das Reden zu besorgen pflegen, so vergaßen die Normannen bald die Sprache der Edda, und lernten dafür die Sprache ihrer besseren Hälften.

„William the Conqueror", Wilhelm der Eroberer führt den ihm von der Geschichte beigelegten Titel mit Unrecht. Denn wenn die Schulmeister es auch erzählen und in ihren Lehrbüchern schreiben — in Wirklichkeit hat gar keine normannische Eroberung Englands stattgefunden. Wilhelm kam nicht über den Canal als fremder Eroberer, sondern er beanspruchte die Krone Englands auf Grund eines Erbrechtes. Und Despot, wie er war, hat er es doch sorgfältig vermieden, sich als einen fremden Unterdrücker hinzustellen, und hat sich stets für den rechtmäßigen König des angelsächsischen Volkes auszugeben gesucht. Natürlich bevorzugte er bei allen Ernennungen und Landvertheilungen seine Normannen, aber diejenigen der Angelsachsen, welche seine Herrschaft anerkannten, hat er stets in ihren Rechten belassen. Er nannte sich stets „König von England und Herzog der Normandie", und keiner seiner Nachfolger hat versucht, sich als einen normannischen König über England aufzuspielen.

Die normannischen Junker und Abenteurer, die mit ihm nach England gekommen waren und seine Schlachten geschlagen hatten, erhielten reiche Lehen und alles Land, welches den Vertheidigern Englands abgenommen worden war. Sie waren die Herren im Lande. Sie sprachen Französisch und verstanden kein Wort des Angelsächsischen, welches die große Masse des Volkes redete. Aber noch lange nach der Eroberung blieb die Sprache der Angelsachsen eine Schriftsprache, welche im Stande war, alle Feinheiten menschlicher Gedanken ebenso klar und schön auszudrücken, wie die Sprache der Eroberer. Die Letzteren waren zwar gebildeter und vornehmer, als die von ihnen Besiegten, aber sie irrten sich sehr, wenn sie das Angelsächsische für einen Bauern-Dialekt hielten. Es lebte fort, und nicht nur in den Bauernhöfen, sondern auch in Klöstern. Erst im Jahre 1154, also 88 Jahre nach der Schlacht bei Hastings, endet die Chronik des Mönchs von Peterborough — eins der wichtigsten Denkmale britischer Geschichte, eins der edelsten Denkmale germanischer Sprache.

Wilhelm der Eroberer war gestorben; Wilhelm II. war noch ein echter Franzose, aber schon der erste Heinrich fühlte sich mehr als Engländer denn als Normanne. Wie es den Fürsten ging, so ging es ihren Baronen. Die Alten waren stets Franzosen geblieben, die Söhne noch zum Theil, aber die Enkel, auf Englands Boden geboren, waren schon Engländer geworden, die sich wenig mehr um die Normandie kümmerten, — — gerade wie das hierzulande mit den Eingewanderten und ihren Nachkommen auch zu gehen pflegt. Es ist eben der natürliche Lauf der Dinge.

Als die alte normannische Dynastie zu Ende ging, hatte die angelsächsische Sprache zwar schon eine Anzahl von französischen Ausdrücken aufgenommen, aber im Wesentlichen hatte sie dennoch ihren ursprünglichen Charakter bewahrt. Und die normannischen Barone sprachen fast alle angelsächsisch, zumal da die Normandie mehr von Frankreich bedroht wurde, in dessen Besitz sie ja dann auch im Jahre 1203 überging. Hätte die alte normannische Dynastie noch ein paar Generationen länger existirt, so wäre höchst wahrscheinlich das Angelsächsische die Sprache Englands geblieben. Es ist daher völlig unhistorisch, wenn der Schulmeister erzählt, daß die englische Sprache durch die Eroberung Englands seitens der Normannen entstanden sei. Allerdings gab Letztere den ersten Anlaß dazu, aber andere Umstände, welche nichts mit der Schlacht bei Hastings zu thun hatten, spielten gleichfalls eine bedeutende Rolle dabei.

Mit Heinrich II. von Anjou kam das Haus Plantagenet auf den englischen Thron. Es stammte aus Frankreich, und durch Heinrichs Vermählung mit Eleonore von Poitou besaß es fast das ganze Südfrankreich; in seinem Gefolge kamen ganze Schaaren von Franzosen nach England. Die Normannen waren, wenn auch nicht in ihrer Sprache, doch wenigstens ihrem Blute nach, nahe Verwandte der Angelsachsen gewesen, diese Südfranzosen aber waren Romanen in jeder Beziehung. Das Französische, welches unter dem ersten Heinrich am Hofe nur wenig mehr gesprochen worden war, wurde wieder die Sprache des Hofes und der Gebildeten. Der zweite Heinrich that zwar immer noch so als ob er ein Engländer sei, aber seine Söhne Richard Löwenherz und Johann ohne Land waren echte Franzosen, und hielten sich lieber im sonnigen Süd-Frankreich auf, als im nebeligen England. Die Ministrels am Hofe sangen in der Sprache der Provence, und das Angelsächsische war verpönt. Dazu kam noch der wichtige Umstand, daß in jener Zeit —gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts—die Geistlichkeit aufhörte, sich bei ihren Schreibereien der alten Landessprache zu bedienen, und fast nur noch Lateinisch schrieb.

So sank denn das Angelsächsische mehr und mehr zur Sprache der unteren Volksmassen herab. Mehr und mehr nahm es französische Worte auf, und wurde so ein Mischmasch, wie ungefähr das „Pennsylvania-Dutch". Leicht ist an der Zusammensetzung der heutigen englischen Sprache zu erkennen, wie sie entstanden ist: die concreten Ausdrücke, die Jedermann kennt, sind meist germanischen, die abstrakten, deren sich nur die Gebildeten bedienen, meist romanischen Ursprungs. Selbst in Küche und Keller ist der Unterschied leicht bemerkbar. Die Hausthiere heißen auf gut Englisch ox, calf, sheep, swine, aber die Braten, welche auf die Tafel des französischen Barons kamen, hießen beef, veal, mutton, pork. Die wilde Taube, die der Bauer draußen im Walde fliegen sah, heißt auf gut Plattdeutsch dove, aber die vornehme zahme Taube auf dem Geflügelhofe des Schlosses wird pigeon titulirt.

Aber die unverwüstliche germanische Volkskraft war auch in England im Stande, all' den welschen Kram zu verdauen; ihre Grammatik blieb deutsch, und aus dem Mischmasch erwuchs die edle Sprache Shakespeare's.

— Viele Menschen gelangen zu einer gewissen Höhe wie die Schornsteinfeger, sie kriechen durch dunkle und garstige Kanäle und machen sich — schwarz.

— Vorzügliche Geistes- und Charakter-Eigenschaften sind Goldstücke, mit denen man sich sehen lassen kann. Im Handel und Wandel aber gebraucht der Mensch alle Minuten kleine Münzen.

Doctor Töffel.

Ein uraltes Märchen von Armand.

Vor langer, langer Zeit lebte einmal ein Bauer, der hatte durch Fleiß und Aufmerksamkeit ein ganz rundes Vermögen erworben. Dazu war sein Boden voll Getreide, sein Keller voll Wein und seine Ställe voll von Pferden und Rindvieh, außerdem hatte er eine ganze Anzahl mit Thalern gefüllter Töpfe in der Erde versteckt.

Dies Bäuerlein war also ganz wohl in der Lage, daß er hätte heirathen können, aber hierzu hatte er noch nie recht Lust verspürt.

In des Bauern Nachbarschaft lebte ein alter Edelmann, der war nun zwar von sehr altem berühmten Adel, aber er war sehr arm und das Einzige, worauf er stolz sein konnte, das war ein wohlerzogenes, schönes Töchterlein. Sie war achtzehn Jahre alt und leöte mit ihrem alten Vater, der schon zehn Jahre Wittwer war, in großer Zurückgezogenheit. So schön sie aber auch war, und sie war in der That bildschön, so hatten sich doch noch keine Bewerber gefunden, was einzig und allein seinen Grund in der großen Armuth ihres Vaters hatte.

Unser armes Fräulein saß also auch, wartete auf die Freier und fast schien es, als sollte sie dabei eine alte Jungfer werden und eine solche ist, wie man behaupten will, einem Briefe gleich, der nicht an seine Adresse gelangte.

Auf sie fielen aber des Bauern Freunde, denn sie wußten, daß sie ein braves, sittsames, fleißiges Mädchen war. Sie begaben sich deshalb zu ihrem Vater und hielten um sie für ihren Freund an und der alte Herr, der eine gute Gelegenheit sah, sein Kind zu versorgen, gab mit Freuden seine Einwilligung, zumal Bauer Töffel ein ganz hübscher ansehnlicher Bursche und auch sonst ein verständiger und sehr reicher Mann war.

Das gute Mädchen hatte zwar gegen ein solche ungleiche Partie mancherlei Einwendungen zu machen, fügte sich aber zuletzt den gütigen und vernünftigen Vorstellungen ihres Vaters.

Die Hochzeit ließ nicht lange auf sich warten, kaum aber war sie geschehen, so stiegen allerhand närrische Gedanken in Töffels Kopf auf, denn nur zu bald erkannte er, daß Pferd und Esel kein Gespann und Bauer und Edelfräulein keine glückliche Ehe geben.

Er fragte sich wohl tausend Mal, wenn er auf dem Felde oder auf der Wiese arbeitete, was die Frau wohl zu Hause anfinge? Was macht sie? kocht sie? streckt sie oder sieht sie nach dem Vieh? Da sagte er sich dann aber bald: das hat sie ja Alles nicht gelernt und da brummte ihm denn der Kopf nicht wenig.

Was ihm aber vornehmlich unangenehm war, das war der Umstand, daß in seiner Nähe ein hübscher adliger Junker wohnte, der den lieben langen Tag in der Umgegend umherstreifte und nur mit den hübschen Mädchen und Frauen caressirte.

Bei solchen Gedanken kratzte sich Töffel gewaltig hinter'm Ohr und sagte: Wie soll ich dem abhelfen? Da hatte er eines Morgens, als er in den Wald hinausfuhr, einen Gedanken, der einen passenden Ausweg barbot.

Vortrefflich! rief er. Ehe ich Morgens auf die Arbeit hinausgehe, will ich ihr erst mit einer Haselgerte ordentlich zu Leibe gehen. Sie wird darüber bittere Thränen vergießen und bis zu meiner Rückkehr am Abend weinen und das wird sie abhalten, Dummheiten zu begehen und mir Hörner aufzusetzen. Komm ich Abends nach Hause, so will ich recht freundlich sein, sie um Verzeihung bitten und Alles wieder gut machen."

Man sieht, Töffel hatte seine eigene Politik, wie jeder Bauer. Ob sie anschlug, werden wir bald genug erfahren.

Und wie er es überdacht hatte, so that er es.

Kaum hatte er sein Frühstück genossen, so ging er auf sie zu und gab ihr ein paar derbe Streiche. Darnach entfernte er sich, ohne weiter ein Wort mit ihr zu sprechen.

Und wie Töffel es vorhergesehen hatte, so kam es: das arme Weib weinte und jammerte den ganzen Tag bis zum Abend, wo er von der Arbeit nach Hause zurückkehrte.

Sie war voller Furcht, als sie ihn das Gehöft betreten sah, aber es kam ganz anders, als sie es sich gedacht hatte.

Reuig warf er sich ihr zu Füßen und schwur ihr hoch und theuer Besserung, so daß sie nicht anders konnte, als ihm zu verzeihen.

Nun hätte man sollen glauben, Töffel wäre nach diesem Vorgang am nächsten Morgen anderer Meinung gewesen, allein dem war nicht so. Im Gegentheil. Er sah die gute Wirkung seines Mittels und gelobte sich theuer und fest, recht oft davon Gebrauch zu machen.

Da er aber heut zu Hause auf dem Gehöfte blieb, wo er sie beobachten konnte, so unterblieben die Schläge heut; anderen Tags indeß, wo er wieder zum Pflügen auf's Feld hinauszog, suchte er eine Gelegenheit zum Streit mit seiner Frau und wiederum empfing sie Streiche von ihm, worauf er seiner Wege ging.

Abermals begann sie bitterlich über ihr Unglück zu weinen.

Da sah sie plötzlich, wie zwei königliche Diener auf prächtigen Schimmeln vor dem Hause hielten, von ihren Pferden stiegen und in's Haus traten.

Sie grüßten die weinende Frau sehr artig und baten sie um einige Erfrischungen. Das gutmüthige Weibchen beeilte sich, den beiden Männern aufzutragen, was sie gerade vorräthig hatte und ließ sich mit ihnen, während sie aßen, in ein Gespräch ein. Ihre erste Frage war, wohin die Reise der Herren gehe, worauf dieselben erwiderten:

— Ach, liebe Frau, wir haben einen recht schwierigen Auftrag vom König erhalten. Sein einziges Töchterchen ist gefährlich krank und da hat er uns nach einem gescheiten Arzt ausgesandt. Das arme Prinzeßchen hat vor acht Tagen eine Gräte in den Hals gekriegt und da kann sie weder essen noch trinken, noch schlafen.

— O, sagte die Frau, die jetzt auch einen glücklichen Einfall hatte, da kann ich Euch wohl helfen, liebe Herren, denn ich kenne einen sehr geschickten Arzt, der ist wohl gelehrter, als es Hippokrates und Galenus waren. Nur hat die Sache einen Haken. Der Doktor, den ich kenne und Euch nachweisen will, ist ein großer Narr, da er so eigensinnig ist, daß er von seinem Wissen nie Gebrauch machen will. Ehe man ihm nicht ordentlich den Rücken durchbläut, ist kein Sterbenswörtchen aus ihm herauszubringen.

Da lachten die beiden Diener und sagten:

— Wenn es weiter nichts ist, so seid ganz ohne Sorgen. An Schlägen soll es ihm nicht fehlen.

Töffels Frau zeigte ihnen nun den Weg nach ihres Mannes Feld, wo er gerade pflügte und prägte ihnen wiederholt das Mittel ein, durch welches allein sie ihn dahin bringen könnten, die Tochter des Königs zu curiren.

Die beiden Reiter dankten ihr und nachdem sie sich in einem nahen Haselbusch ein Paar tüchtige Stöcke geschnitten hatten, ritten sie hinaus zu Töffeln auf's Feld.

Sie fanden ihn hier bei der Arbeit, grüßten ihn sehr artig und forderten ihn auf, sie zum König zu begleiten.

Ja, versetzte Töffel verwundert, was soll ich bei dem Könige?

Du sollst des Königs Tochter heilen. Deine Klugheit als Arzt ist bis zu unserm Herrn gedrungen und er hat uns den Befehl gegeben, Dich aufzusuchen und zu ihm zu führen.

Meine liebe Herren, sagte Töffel im höchsten Grade erstaunt, kann ich dem König, meinem gnädigen Herrn in irgend etwas dienen, so steh ich zu Befehl, was aber das Curiren betrifft, so ist er bezüglich meiner ganz falsch benachrichtigt, denn davon verstehe ich soviel, wie Eure beiden Schimmel davon wissen.

Hm! flüsterte der eine Reiter dem andern zu, Du siehst, mit Artigkeiten richten wir bei dem Patron nichts aus, laß uns ihn also tüchtig durchgerben, da er es nicht anders haben will.

Und damit stiegen sie beide von ihren Pferden, näherten sich dem Bauer und bearbeiteten ihm ordentlich den Rücken.

Töffel bat flehentlich um Verzeihung und gelobte Alles zu thun, was sie von ihm verlangten.

Jetzt hielten die Beiden mit Schlagen ein und befahlen ihm, ein Pferd auszuspannen, sich darauf zu setzen und ihnen zu folgen.

Als nun der König sah, daß seine beiden Boten so schnell zurückkehrten, schöpfte er wieder Hoffnung für sein geliebtes Kind, ließ sie beide sogleich vor sich kommen und sie statteten ihm getreuen Bericht ab über den wunderlichen Doktor, den sie ihm hier brachten.

Ei, ei, rief der König, das ist in der That ein wunderlicher Mann, indeß an Haselstöcken fehlt es in meinem Königreiche ja nicht und wenn er es einmal nicht anders haben will, so müssen wir es schon so machen. Ruft zwei Diener mit tüchtigen Stöcken herbei.

Danach ließ er Töffeln zu sich hereinführen und sagte:

Doktor, hier ist meine einzige Tochter, nun heile sie.

□Da warf sich der arme Teufel dem König zu Füßen, bat um Gnade und Erbarmen und schwur bei Gott und allen seinen Heiligen, von der Heilkunst verstehe er auch nicht das Allergeringste.

Der König gab den beiden mit Stöcken bewaffneten Dienern ein Zeichen, dem störrischen Doktor den Rücken mit ungebrannter Asche einzureiben.

Diese gehorchten dem Winke ihres Herrn und bald hagelten die Schläge auf des Bauers Rücken, bis er endlich schrie, er wolle die Prinzessin curiren.

Die arme Königstochter saß blaß und kraftlos in einem köstlichen Lehnsessel und zeigte ihm mit dem Finger die Stelle, wo sich der Sitz aller ihrer Leiden und Schmerzen befand.

Hm! sagte Töffel zu sich. Das Uebel steckt im Halse. Könnte ich es dahin bringen, daß sie ordentlich lachte, so spränge die Gräte wohl am Ende heraus und sie wäre gerettet.

Er beschloß deshalb, einen Versuch zu machen, bat den König, im Kamin ein großes Feuer machen zu lassen und ihn mit der Prinzessin allein zu lassen.

Als der Saal leer und das Feuer angezündet war, streckte sich Töffel vor demselben aus, fing an allerhand Purzelbäume zu machen, nahm die possierlichsten Stellungen ein und machte so drollige Grimassen, daß die Prinzessin, trotz aller ihrer Schmerzen in ein lautes Lachen ausbrechen mußte.

Die Gräte fuhr aus dem Munde, der Bauer nahm sie schnell auf, lief damit an die Thür und indem er sie dem König zeigte, rief er:

Herr König! hier ist sie!

Ach! sagte der König freudenvoll, Du giebst mir das Leben wieder! Was bist Du für ein gescheiter Arzt! So klug habe ich noch keinen gesehen! Und flugs befahl er, daß man den Doktor in Gold und Sammet kleide und daß er dableiben solle als des Königs Leibarzt. Aber Töffel weigerte sich, er könne beim besten Willen nicht, denn soeben fiele ihm ein, daß kein Brod im Hause sei und er müßte Korn nach der Mühle bringen, sonst verhungerte sein liebes Weib.

Dem König fiel noch rechtzeitig ein, daß Doktor Töffel ein wunderlicher Heiliger sei und in eigener Art genommen sein wolle. Er winkte also mit der Hand und sofort erschienen die beiden Diener mit den Haselstöcken.

Da fiel er auf die Kniee, schrie „Gnade! Gnade!" und versprach, wenn der Herr König es so haben wolle, so wolle er gern für seine ganze Lebenszeit als Leibarzt bei ihm bleiben. Und so geschah es.

Das Gerücht aber, daß Töffel des Königs Tochter, die von allen Aerzten bereits aufgegeben, so glücklich geheilt habe, drang bald durch das ganze Land und aus allen Gegenden fanden sich zahlreiche Kranke vor dem Schloß des Königs ein und baten diesen fußfällig, er möge sich doch zu ihren Gunsten bei seinem gelehrten Leibarzt verwenden.

Da erbarmte sich der König der Armen, ließ seinen Leibarzt rufen und sagt zu ihm:

Doktor, das arme Volk thut mir von Herzen leid. Lasse sie Dir angelegen sein, heile Einen nach dem Andern, damit ich nicht stündlich ihren Jammer vor Augen habe.

Gnädigster König, versetzte der Bauer, hier kann nur Gott, aber nicht ich helfen; es sind ihrer viel zu viel.

Ruft mir die Diener mit den Haselstöcken! sagte der König.

Da bat der Bauer zitternd um Gnade und gelobte hoch und theuer, er wolle sie alle, so wie sie da wären, heilen und gesund machen.

Und abermals bat er den König, er solle einige Säle heizen und ihn mit den Patienten allein lassen.

Der König ließ in jedem Kamin ein großes Feuer machen und sein Doktor blieb mit den Kranken allein.

Der Doktor setzte sich in einem Nebenstübchen an einen Tisch und ließ einen Patienten nach dem andern bei sich eintreten und wunderbar, so wie sie bei ihm im Zimmer waren und er mit jedem im Vertrauen gesprochen hatte, war der Kranke gesund und verließ froh und freudig das Schloß und kehrte gesund nach Hause zurück, versichernd, ihm fehle nicht das Geringste mehr.

Deß freute sich keiner mehr als der König.

Voller Bewunderung ging er zu seinem Doktor, bezeugte ihm sein Erstaunen darüber, wie er doch in so gar kurzer Zeit so viel wunderbare Kuren habe verrichten können und fragte ihn, wie er das habe möglich machen können.

Töffel, der jetzt dreister geworden war, versicherte dem König, er besitze einen Zauber, der suche seines Gleichen auf Erden und mit demselben könne er Alles.

Da überhäufte ihn der König mit Geschenken und Ehren, schenkte ihm Schlösser und Güter, bat ihn, seine Frau kommen zu lassen und bei ihm sein Leben zuzubringen. Er wolle fortan sich nur seines Raths erfreuen, denn er habe die feste Ueberzeugung, daß er auch in allen anderen Dingen ein erzgescheuter Mann sei.

Nun brauchte Töffel nicht mehr zu arbeiten, prügelte seine Frau nicht mehr, sondern liebte sie und wurde von ihr geliebt.

So verdankte er der List seiner Frau, den Stöcken der königlichen Diener und seinem anschlägigen Kopf sein Glück und seinen Ruhm als Arzt, woran er in seinem Leben nicht gedacht hatte.

Fragt Ihr aber, wie er alle Kranken geheilt hat, so hört noch Folgendes:

Sobald er einen der Patienten in seinem Zimmerchen bei sich hatte, hielt er insgeheim folgende Anrede an ihn:

Freund, so viele und so geschwind gesund zu machen, hiezu giebt es nur ein Mittel. Ich muß den Kränksten und Schwächsten unter Euch aussuchen, ihn werfe ich in's Feuer, das nebenan brennt, verbrenne ihn zu Asche und gebe jedem anderen Kranken ein Pülverchen davon ein. Das Mittel ist freilich etwas stark, aber ich stehe Dir mit meinem Kopf dafür, daß Ihr Alle gesund sein werdet.

Der Kranke sah betroffen Töffeln an und versicherte ihm hoch und theuer, sein Uebel sei nicht von Bedeutung und er fühle sich jetzt bei Weitem besser und kräftiger, als zur Zeit, wo er hergekommen.

Töffel wandte ein:

Es scheint mir aber, lieber Freund, als seist Du der Kränkste und Schwächste von Allen?

Ich, Herr Doktor? Wahrhaftig nicht, mir ist ganz wohl und ich befand mich niemals besser.

Wie, Du Lümmel? Du befindest Dich wohl? Was thust Du alsdann noch hier? versetzte Doktor Töffel, öffnete die andere Thür, als die, durch welche der Patient eingetreten war und warf ihn hinaus.

Draußen im Garten saß aber der König und wartete den Erfolg ab. Kam nun Einer heraus, so fragte er ihn:

Bist Du gesund?

Ja, Majestät.

Zum anderen:

Und Du?

Ich bin gesund wie ein Fisch.

So kam es denn, daß kein Einziger von der ganzen Kranken-Armee mehr krank war, weil kein Einziger Lust verspürte, sich zum Besten seiner Leidensgefährten pulverisiren zu lassen.

Fragte Töffeln aber sein Weibchen, in welcher Weise er denn alle die Kranken so schnell geheilt habe, so lächelte er schlau und sagte:

Das merke Dir, Frauchen, dumm kann der Mensch sein, er muß sich nur zu helfen wissen.

Im Geheim dachte er aber bei sich:

Du kleine Plaudertasche, ich werde mich hüten, Dir mein Geheimniß mitzutheilen: Weiber schweigen nur über ein Ding auf der Welt, nämlich über ihr Alter!

— Der echte Bergfer. Bergfer (seinen Hut auf der Spitze des Berges auf dem Stock in die Höhe hebend): O wie beneide ich meinen Hut, daß er sich an dem Anblick der erhabenen Natur noch besser erquicken kann!

— Besorglich. Gast (zum Kellner, der ihm eine winzige Portion aufträgt): Bringen Sie mir ein Glas dazu! Kellner: Helles oder Spaten? Gast: Zunächst ein Vergrößerungsglas, damit ich nicht in den Teller schneide.

— Mißtrauisch. — Lehrjunge: „Herrgott — so ein dick bestrichenes Butterbrod hab' ich noch nie bekommen! Det is jewiß Kunstbutter, un will de Meesterin an mir probiren, ob er unjefährdet jenossen werden kann!"

Wie die Männer von den Frauen beurtheilt werden.

Tit-Bits.

Die Männer sind ein ganz sonderbares Völkchen. Sie tragen Stiefel No. 10 und schnarchen. Sie tragen Hüte, die oft an Abgenütztheit nichts zu wünschen übrig lassen; ebensowenig geben sie auf ihre Schirme acht. Wenn sie dieselben nicht verlieren, halten sie sie so, daß sie jederman damit die Augen ausstechen können.

„Klatschen" ist ihnen eine unbekannte Thätigkeit, das überlassen sie den Frauen; nichtsdestoweniger gehen sie in Klubs und Vereine und sprechen über „Neuigkeiten" und „Wetten".

Die Männer sind stets folgerecht in ihren Handlungen. Sie lieben es, wenn Damen recht einfach gekleidet gehen, ohne viel unnützen Tand; aber wenn eine so einfach, unauffällig gekleidete Dame auf einen Pferdebahnwagen steigt, so kann sie eine Stunde warten, bis es einem Verehrer der „sparsamen Hausfrauen" genehm ist aufzustehen, und ihr seinen Platz anzubieten. Wenn dagegen eine Frau kommt, die alle Thorheiten der Mode mitmacht und in auffälliger Toilette geht, so springen dieselben Herren auf und reißen sich um die Ehre, draußen stehen zu dürfen.

Auch sind die Männer nach ihrer Meinung stets ohne Fehl, in keinem Falle trifft sie irgend eine Schuld. Adam zeigte ihnen, wie man sich helfen müßte, um jeden Vorwurf von sich abzuwälzen, und sie haben nur zu gut von ihrem Vorbilde gelernt. Wenn ein Mann sich erkältet hat, so meint er sterben zu müssen; bringt man ihm dann, um ihm zu helfen, einen Teller voll nützlichen Haferschleim, so sagt er, das könnte er ebenso gut nächste Woche nehmen.

Die Männer können sich nicht entschließen, einen Pudel zu führen, der ein blaues Band trägt, denn das verletzt ihr Feingefühl, dabei aber rauchen sie Tabak aus den fürchterlichsten Pfeifen, so daß ihr Anzug auf zehn Schritt danach riecht. Deshalb verlangen sie immer ein reines Hemd, und wenn man ihnen eins gibt, behaupten sie ebenso beharrlich, daß nicht ein einziger Knopf daran wäre, auch wenn alle vorhanden sind, und sie dieselben nur nicht finden können. Männer können überhaupt nie etwas finden.

Wenn auch die Herren der Schöpfung muthig sind, so erscheinen sie als wahre Pinsel im Umgang mit Frauen und Kindern. Wenn sie solch einen kleinen Weltbürger auf den Arm nehmen, ist Gefahr vorhanden, daß er erstickt wird. Um nur etwas Neues zu sagen, finden sie das Kindchen schön, als wenn keine Eltern da wären! Oder sie sind erstaunt, daß es sehen könne, als ob es keine Augen im Kopfe hätte. Ein Kind von vier Monaten setzen sie auf die Erde, um es laufen zu lassen und gerathen dann in Verzweiflung, wenn es zu heulen anfängt.

Wenn ein Mann glaubt, verliebt zu sein, geht er in die Kirche, oder kauft sich Stehkragen und rothe Slipse; macht er den Mund auf, so beginnt er zu stammeln oder stiert vor sich hin. Auch verstehen die Männer nicht gut zu plaudern wie die Frauen. Sie sagen zu allem „ja", oder „gewiß", Manchmal sind sie wirklich verliebt, wenn sie überhaupt nicht sprechen und in die Lüfte starren. Junge Mädchen wissen dann genau, was die Uhr geschlagen hat und ziehen sie oft — spaßhalber — auf. Haben sie sich einen Korb geholt, so erscheinen die Männer betrübt, bis sie um die Ecke sind; dann fangen sie an zu pfeifen, um in solcher Art ihre Verzweiflung zu zeigen.

Sehr gerne lassen sich die Männer photographiren und behaupten dann, sie wären nicht gut getroffen.

Sie verabscheuen Geistliche und Bazare, wir Frauen wissen nicht weshalb.

Die Juristen sind über die Maßen eingebildet und glauben, daß alle Mädchen in sie verschossen sind. Sie lassen sich häufig frisiren, sind die besten Tänzer, doch ist ihre Unterhaltung langweilig. Alle Männer sind eitel und mögen gerne, wenn man sie für schön hält. Häufig sind sie erschreckend fade, oder halten sich für das Gegentheil. Sie haben alle große Hände und Füße. Viele sind ungebildet und treten den Damen auf die Kleider, wenn sie erschrocken aufstehn. Die Männer sind ein großes Uebel, aber ganz angenehm im Hause zu haben bei einem Gewitter.

— Unbequeme Namen. Die Behörden fügen sich im Allgemeinen nur sehr schwer den sehnsüchtigen Wünschen Jener, die ihren angeborenen lächerlich klingenden Namen gegen einen weniger anzüglichen vertauschen möchten. Einen Glücklichen hat aber die Wiener Statthalterei in den jüngsten Tagen wieder gemacht; es ist das der Kellermeister Herr Alois Ochs, welcher der Gefahr mit den unbillig theuern Fleischpreisen identificirt zu werden, für künftighin entronnen ist; Herr Ochs darf sich mit behördlicher Genehmigung fortan Ortner nennen. Ein Zweiter, dem sein Stammbaum noch schlimmer mitgefpielt hat, ist leider noch nicht so weit. Dieser Zweite muß sich wahrhaftig in hohem Grade verstimmt fühlen, wenn er bei seinem Namen gerufen wird; denn er heißt — Sauschweifel. Zum Glück für den beklagenswerthen Mann läßt die gütige Natur neben dem Gift gleich das Gegengift wachsen, und so fügte sie's, daß Herr Franz Sauschweifel seines Zeichens Kellner ist. Durch diese bevorzugte Stellung auf der gesellschaftlichen Stufenleiter kommt Herr Sauschweifel nur selten in die Lage, seinen geringelten Familiennamen von fremden Lippen erklingen zu hören, da er als Kellner nur ein „Franz" und nichts weiter ist. Nichtsdestoweniger ist dieser günstige Umstand Herrn Franz Sauschweifel noch nicht Sicherheit genug, und darum ist er, wie die „W. A. Z." berichtet, bittlich um Namensänderung eingeschritten. Er möchte für sein Leben gern „Mürzthaler" heißen, und das aus dem Grunde, weil er ein Steirer ist.